

## Vernetzungstheorien

Da es im Folgenden um Sprachkunst<sup>28</sup> im Internet gehen wird, ist es zunächst wichtig, das Medium strukturell zu analysieren, mit dem ästhetisch gearbeitet wird.

Das Internet in seiner heutigen Form ist eine relativ junge Entwicklung. Trotz seiner schon älteren Vorläufer<sup>29</sup> existiert es als Massenmedium erst seit 1993, als der erste graphische Browser entwickelt wurde und das World Wide Web entstand.<sup>30</sup> Die Potentiale dieses Mediums wurden sehr schnell für die künstlerische und literarische Produktion genutzt,<sup>31</sup> vor allem in dreierlei Hinsicht:

- Die Vernetzung räumlich weit entfernt voneinander agierender Teilnehmer zu gemeinsamen Kooperationen für die ästhetische Produktion (Vernetzung/Produktionsästhetik);
- Die Vernetzung von an unterschiedlichen Orten (Servern) gespeicherten Dokumenten durch Hypertext bzw. die Nutzung von hypertextuellen Vernetzungen und multimedialen Elementen für neue literarische Darstellungsformen (Epistemologie/Darstellungsästhetik);
- Die ästhetische Erforschung der (Vernetzungs-)Struktur des Mediums (Medienontologie/Medienästhetik)<sup>32</sup>

28 Sprachkunst, die sich sowohl als Text als auch als gesprochene Sprache, aber ebenso als mit anderen Codes interagierend darstellt, wobei die Grenzen zwischen den einzelnen Künsten durchlässig werden, sobald der Text seine Hegemonialstellung verliert – vgl. dazu Teil 3.

29 Das Internet ging u.a. aus dem für militärische Zwecke entwickelten ARPANET – Advanced Research Projects Agency Network – hervor, vgl. dazu Teil 3. Zur Geschichte des Internets vgl. Hafner, Katie/Lyon, Matthew: *Arpa Kadabra. Die Geschichte des Internet*, Heidelberg 1997.

30 Man sollte die Unterscheidung zwischen World Wide Web und Internet immer im Kopf behalten: das World Wide Web ist ein Teil des Internets – nämlich der mit Browsern visualisierte. Das Internet umfasst aber insgesamt alle Vernetzungsfunktionen, insbesondere die der elektronischen Kommunikation via E-Mail und Newsgroups.

31 Zu einem historischen Überblick und den Vorläufern der verschiedenen Formen digitaler Literatur vgl. das nächste Kapitel.

32 Diese drei Dimensionen entsprechen auch der dreidimensionalen Kommunikationstheorie von Michael Giesecke, der kommunikative Phänomene unter drei Parametern untersucht: dem ontologisch-spiegelungstheoretischen, dem epistemologisch-informationstheoretischen und dem topologisch-strukturellen. Vgl. Giesecke, *Mythen*, S. 20 ff.

Da Theoriebildung auf Abstraktionen aufbaut, ist es nicht verwunderlich, dass sich mit zunehmender Bedeutung des Internets auch gleichzeitig die Bemühungen um eine theoretische Erfassung von Vernetzungsstrukturen im Allgemeinen häufen. Dabei geht es zu- meist um die Frage, wie Netzwerke sich zum nach wie vor domi- nanten und von Niklas Luhmann geprägten Systembegriff verhalten, der auf den funktionalen Differenzierungen der modernen In- dustriegesellschaft basiert. Nach und nach scheint sich immer mehr die Erkenntnis durchzusetzen, dass Luhmanns Systemtheorie mit ihrer Charakterisierung von Systemen als autopoietisch sowie dem diesem zugrunde liegenden Denken in Dualismen im Widerspruch zu Vernetzungsformen steht,<sup>33</sup> wie sie sich im Internet beobachten lassen, obwohl es nach wie vor genügend Versuche gibt, das Internet als System zu fassen.<sup>34</sup> Basieren Systeme nach Luhmann auf relativ stabilen Relationen und Prozessen, die einzig auf die Selbsterhal- tung abzielen und daher hochgradig selbstreferentiell sind, sind Ver- netzungsstrukturen offensichtlich instabil, flexibel und durch einen Wechsel zwischen manifesten und latenten Relationen geprägt (wo- bei dieselben Relationen mal latent, mal manifest sein können – z.B. in dem schlichten Fall des online- oder offline-Seins). Zudem sind Netzwerke – durch die Flexibilität ihrer Knoten und Relationen – prinzipiell offen, d.h., es werden stetig neue Relationen etabliert, neue Knoten integriert, während andere ausscheiden bzw. abster- ben.<sup>35</sup> Die Annahme einer operationalen Geschlossenheit sowie ei- nes strikten Dualismus als Bedingung für Erkenntnis, wie sie im sys- temtheoretischen Systembegriff vorausgesetzt wird, scheint dieser Beschreibung entgegenzustehen. Auch aus systemtheoretischer Sicht weisen Systeme jedoch in ihrer internen Organisation durch- aus ebenfalls Netzwerkstrukturen auf,<sup>36</sup> auch wenn sie sich aufgrund

33 Vgl. auch Giesecke, *Mythen*, S. 30 und S. 354.

34 Vgl. dazu auch die Diskussion in Weber, Stefan: *Medien – Systeme – Netze. Elemente einer Theorie der Cyber-Netzwerke*, Bielefeld 2001, S. 48 ff.

35 Vgl. dazu z.B. die Charakteristik von Manfred Faßler, *Netzwerke. Einführung in die Netzstrukturen, Netzkulturen und verteilte Gesellschaftlichkeit*, München 2001, S. 61, mit der er sich implizit von der Systemtheorie abzugrenzen versucht; eben- so Weber, der das Netz als quer zu den Systemen liegend beschreibt, vgl. Weber, *Medien*, S. 50.

36 So z.B. bei Maturana und Varela, die Organismen und psychische Systeme als Netzwerke beschreiben – unter Beibehaltung ihrer operationalen Geschlossen- heit. Vgl. z.B. Maturana, Humberto/Varela, Francisco: *Der Baum der Erkenntnis*.

ihrer Selbstreferentialität niemals mit ihrer Umwelt vernetzen können. Aus diesem Grund wäre es nicht ganz korrekt, in einen neuen Dualismus von Systemen vs. Netzwerken zu verfallen.<sup>37</sup>

Dagegen liegt es nahe, System- und Netzwerktheorien auf einer metatheoretischen Abstraktionsebene einander als unterschiedliche Epistemologien gegenüberzustellen, zumal Luhmann die epistemologische Dimension seiner Systemtheorie immer wieder betont.<sup>38</sup> Systeme können als Netzwerke betrachtet werden, Netzwerke auch als Systeme. Dann wird deutlich, dass das Systemdenken einerseits, das Netzwerkdenken andererseits auf jeweils völlig anderen Erkenntnisprinzipien beruhen: Im Gegensatz zur Systemtheorie verzichten die Netzwerkmodellierungen auf Dualismen und betonen grenzüberschreitende Prozesse, die ein Sowohl-als-auch-Denken erlauben und multiperspektivische Modelle zulassen. Damit erheben sie – im Gegensatz zur Systemtheorie – keinen Allgemeingültigkeitsanspruch, sondern bilden eher einen Theorierahmen, der Prozesse (statt »Objekte«) charakterisiert, die von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden können. Damit einher geht eine Komplexitätsinduktion im Gegensatz zur Komplexitätsreduktion, die aus einer monoperspektivischen Betrachtung erfolgt.<sup>39</sup>

*Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*, München 1992, S. 47 ff. Ebenso untersucht die soziologische Netzwerkanalyse innerhalb von abgegrenzten sozialen Bereichen (in diesem Sinne eben Systemen) Relationen zwischen den beteiligten Akteuren – allerdings immer unter der Maßgabe einer gewissen Stabilität der Akteure (Knoten) und ihrer Verbindungen. Das Fehlen von prozessualen Konzepten für die Phänomene der Kooperation, Emergenz und Innovation wird mittlerweile auch als ein großes Manko gesehen. Vgl. Weyer, Johannes: »Soziale Netzwerke als Mikro-Makro-Scharnier. Fragen an die soziologische Theorie«, in: Ders. (Hg.): *Soziale Netzwerke. Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung*, München/Wien 2000, S. 237-254 (hier: S. 241/242).

37 Die Etablierung eines neuen Dualismus hieße vermutlich, dass man in der systemtheoretischen Epistemologie verhaftet bliebe.

38 Vgl. z.B. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1992, S. II ff. Die grundlegende systemtheoretische Setzung ist diejenige, dass Erkennen nur aufgrund von Differenzen möglich ist. Sie nimmt jedoch gleichzeitig Setzungen vor, die nicht notwendigerweise aus dieser Prämisse folgen müssen, insbesondere das Denken in Dualismen sowie die operationale Geschlossenheit von Systemen.

39 Vermutlich ist tatsächlich beides notwendig. Die Wissenschaften sind – zumindest derzeit noch – auf Kategorisierungen und Systematisierungen und damit auf komplexitätsreduzierende Maßnahmen angewiesen, und es fragt sich, ob dies

Das Bewusstsein für Notwendigkeit neuer Modelle scheint sich immer mehr auch bei systemtheorienahen Theoretikern durchzusetzen:

»Langfristig scheint die Entwicklung dahin zu gehen, dass sich über den modernen Medienverbund und die Wirkungen, die er über Sozialisation und Kultur ausübt, die Struktur unserer Wirklichkeitsmodelle essentiell verändern wird. Es deutet sich meines Erachtens eine Entwicklung an, der gemäß in Zukunft unsere Wirklichkeitsmodelle nicht mehr nur über Dichotomien aufgebaut werden.«<sup>40</sup>

Manfred Faßler vermutet denn auch, »daß die Zusammenhangs- und die Grenzhypothese des Sozialen, die der Systemtheorie fast als herkunftsfreie Denkquelle eingeschrieben sind, mit den Netz-Realitäten nicht begriffssprachlich verbindbar sein werden«.<sup>41</sup> Auch er argumentiert damit von einer epistemologisch-metatheoretischen Ebene aus mit einem Nicht-Genügen der Beschreibungsinstrumentarien der Systemtheorie angesichts empirischer Beobachtungen.<sup>42</sup> Denn dass gerade zu diesem Zeitpunkt zwei Epistemologien aufeinander treffen, hat seine Wurzeln nicht zuletzt in einer grundlegenden Veränderung der dominanten Organisationsformen in den (westlichen) Gesellschaften – also in empirisch feststellbaren Entwicklungen, wie Manuel Castells in seiner umfangreichen und fundierten Untersuchung zu Netzwerken aus soziologischer Perspektive eindringlich darstellt.<sup>43</sup> Er kristallisiert zahlreiche netzwerkspezifische Eigenschaften der informationellen Gesellschaft heraus, insbesondere

– Organisation um Prozesse der Wissensproduktion, Informationsverar-

nicht sogar die Grundlage für gegenseitiges Verstehen ist. Jedoch bedeutet die Berücksichtigung verschiedener Perspektiven gegenüber der monoperspektivischen Vorgehensweise eine derzeit notwendige Komplexitätsinduktion, um den empirischen Veränderungen gerecht zu werden.

40 Schmidt, Siegfried J.: »Konstruktivismus als Medientheorie«, in: Nöth, Winfried/Wenz, Karin (Hg.): *Medientheorie und die digitalen Medien* (Intervalle 2 – Schriften zur Kulturforschung), Kassel 1999, S. 21-47 (hier: S. 38).

41 Faßler, Netzwerke, S. 44.

42 Darauf läuft auch Webers Versuch hinaus, Netzwerke zu beschreiben. Er verbleibt jedoch noch in sehr modularem Zustand – u. a. wegen eines noch ungeklärten Verhältnisses von Theorie und Empirie.

43 Vgl. Castells, Die Netzwerkgesellschaft.

- beitung und der symbolischen Kommunikation herum<sup>44</sup>, durch die das Wissen »zur Hauptquelle der Produktivität«<sup>45</sup> wird;
- Umorganisation von hierarchisch-funktionalen Differenzierungen zu flexibleren, miteinander vernetzten Einheiten (auf Organisationenebene, aber auch zwischen Organisationen)<sup>46</sup> bzw. Oszillation zwischen verschiedenen hierarchischen und de-hierarchisierten Strukturformen;
  - Oszillation zwischen lokalen und globalen Prozessen;<sup>47</sup>
  - eine Auflösung der strikten funktionalen Trennung der Gesellschaft.<sup>48</sup>

Castells' Definition von Netzwerken verdeutlicht, dass es hier nicht um die Durchsetzung einer neuen Supertheorie geht, die alles als Netzwerke betrachtet, sondern um eine Verschiebung von Schwerpunkten – sowohl auf empirischer Ebene im Bereich der gesellschaftlichen Organisationsformen (die – so zeigen seine Ausführungen – auch als Systeme, wenn auch nicht im Luhmann'schen Sinne, charakterisiert werden könnten) als auch in epistemologischer Hinsicht:

»Netzwerke sind offene Strukturen und in der Lage, grenzenlos zu expandieren und dabei neue Knoten zu integrieren, solange diese innerhalb des Netzwerkes zu kommunizieren vermögen, also solange sie dieselben Kommunikationscodes besitzen – etwa Werte oder Leistungsziele. Eine auf Netzwerken aufbauende Gesellschaftsstruktur ist ein hochgradig dynamisches, offenes System, das erneuert werden kann, ohne dass das Gleichgewicht in Gefahr geriete. [...] Die Morphologie des Netzwerkes ist aber auch eine Quelle der drastischen Neuorganisation von Machtbeziehungen. Schalter, die die Netzwerke untereinander verbinden – etwa Finanzströme, die die Kontrolle über Medien-Imperien übernehmen, die wiederum politische Prozesse beeinflussen –, sind die bevorzugten Instrumente der Macht. [...] Weil es eine Vielzahl von Netzwerken gibt, werden die Codes und Schalter, die zwischen den Netzwerken vermitteln, zu den grundlegenden Quellen, durch die Gesellschaften geformt, geleitet und fehlgeleitet werden. Die Konvergenz zwischen sozialer Evolution und Informationstechnologien hat in der gesamten Gesellschaftsstruktur [sic!] eine neue materielle Basis für das Ausführen von Tätigkeiten geschaffen. Diese aus Netzwerken ge-

44 Im Unterschied zur Industriegesellschaft, in der es um die Erschließung neuer Energiequellen und die Organisation der Produktions- und Zirkulationsprozesse geht, vgl. Castells, *Netzwerkgesellschaft*, S. 17.

45 Ebd., S. 18.

46 Ebd., S. 178/179, S. 198/199.

47 Ebd., S. 108/109.

48 Ebd., S. 182/186 ff.

baute materielle Basis bezeichnet die herrschenden sozialen Prozesse und formt damit die Sozialstruktur selbst.«<sup>49</sup>

Netzwerke werden als offene Systeme beschrieben, so dass keine Opposition zwischen Netzwerk und System etabliert wird, sondern andere Beschreibungskriterien dominant werden – Flexibilität der Verbindungen, Offenheit für die Integration neuer Netzknoten, Oszillation zwischen verschiedenen Strukturformen. Netzwerke sind z.B. nicht per se a-hierarchisch, sondern verbinden polyarchische Strukturen miteinander – sie haben sehr wohl Kontrollknotenpunkte, die über die Prozesssteuerung wachen, weisen aber verschiedene Formen hierarchischer, aber auch a-hierarchischer Organisation auf.<sup>50</sup> Die Netze, die, miteinander verknüpft, ein Netzwerk bilden, können in sich als Systeme beschrieben werden, in ihrer Relation zu anderen Systemen aber treten Prozesse auf, die sich mit der Systemtheorie nicht mehr vereinbaren lassen. Das betrifft insbesondere Formen gegenseitiger Einflussnahme auf Organisationsstrukturen,<sup>51</sup> die völlig gegen die Annahme einer operationalen Geschlossenheit sprechen. Das heißt allerdings nicht, dass es auch durchaus Perspektiven gibt, in denen die Autopoiesis noch eine Rolle spielen kann, allerdings kann das System als solches nicht mehr ausschließlich aus einer solchen Beschreibungsnorm heraus in der Vielzahl seiner Dimensionen erfasst werden.

Ein zweites von Castells hier betontes Element wird für die folgende Netzwerkuntersuchung wesentlich sein: die gemeinsamen Codes, die das Funktionieren der für Netzwerke lebenswichtigen Kommunikationen erst ermöglichen.<sup>52</sup> Nur wird in der Folge weniger von Codes als vielmehr von Programmen die Rede sein. Da über die soziale Perspektive hinausgegangen werden soll, geht es um die

49 Ebd., S. 528/529.

50 Das gilt auch für das Internet, bei dem z.B. die »Gates« zwischen Intranets und Internet oder die Service-Provider Knotenpunkte und damit Kontrollinstanzen darstellen, auf die die Einzelnutzer angewiesen sind, um Zugang zum Netz zu erhalten.

51 Das zeigen Castells' Beispielanalysen verschiedener ostasiatischer Unternehmens-Organisationsformen ganz deutlich, vgl. Castells, Netzwerkgesellschaft, S. 201 ff.

52 Betrachtet man das Internet als technisches Phänomen, so wird diese Notwendigkeit besonders deutlich: Nur durch die Einführung standardisierter Protokolle ist die technische Kommunikation zwischen Computern überhaupt möglich.

Herausbildung medienspezifischer kultureller Programme, die das Netzwerk Internet erst kulturell relevant machen. Wie Castells feststellt, funktionieren Netzwerke nur, wenn sie gemeinsame Programme der Interaktion und Kommunikation entwickeln. Dies kann auf verschiedene Arten geschehen:

- individuelle, situationsbedingte Aushandlung der Interaktionsbedingungen (wie im face-to-face-Gespräch);
- implizite soziale Regeln, wie sie z.B. bei Gruppengesprächen angewendet werden;
- hochstandardisierte kulturelle Normen der Informationsgenerierung, -darstellung und -verarbeitung, wie sie die massenmediale Kommunikation der Industriegesellschaft hervorgebracht haben.<sup>53</sup>

Diese Kommunikations- und Organisationsformen haben sich aufgrund anderer (leiblicher und zentralistisch organisierter Medien) herausgebildet. Das Internet, auf das die hier erwähnten Netzwerk-Charakteristika ebenfalls zutreffen,<sup>54</sup> ist das erste technische Medium, das alle drei Kommunikationsformen ermöglicht, die sonst nur im face-to-face-Gespräch zusammengeführt werden. Jedoch erfolgt die Kommunikation unter anderen materiellen Bedingungen. Das bedeutet, dass für technisch vermittelte Kommunikationsformen neue Regelbedingungen und Standardisierungen entwickelt werden müssen – und zwar derart, dass die Flexibilisierungen, die die Netzwerkstruktur eröffnet, nicht beeinträchtigt werden. Die Oszillation zwischen der Suche nach neuen Standards einerseits und flexibilisierten, situationsgebundenen Aushandlungen andererseits bestimmt derzeit das Kommunikationsgeschehen im Internet, das sich vorerst im Experimentierstadium bezüglich der technischen und sozialen Parameter technisch vermittelter Kommunikation befindet.

Die Frage nach der Standardisierung ist noch viel virulenter,

53 Vgl. auch Giesecke, Michael/Rappe-Giesecke, Kornelia: *Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung*, Frankfurt am Main 1997, S. 92ff.

54 Wenn Castells von einer engen Interaktionsbeziehung zwischen technologischer und gesellschaftlicher Entwicklung ausgeht, so führt ihn das letztlich zu einer Isomorphiebeziehung zwischen der Struktur technologischer Kommunikationsmedien und dem Wandel der gesellschaftlichen Organisation. Logischerweise muss ein Spiegelungsverhältnis zwischen vernetzter technologischer Kommunikation und der informationellen Gesellschaft bestehen, die ja wiederum auf Wissensprozessen (die durch Kommunikation erzeugt werden) beruht.

wenn man das Internet nicht als Kommunikationsmedium, sondern als Informationsmedium betrachtet. Die Struktur des Mediums hat ohne Zweifel Auswirkungen auf die Art und Weise, wie Informationen dargestellt werden, wodurch wiederum die Formierung kulturellen Wissens signifikant beeinflusst wird. Da hier Software eine zunehmende Bedeutung bei der Auswertung von Daten und Präsentation von Ergebnissen erhält (nicht umsonst gibt es den Forschungsbereich der Informationsvisualisierung),<sup>55</sup> stellt sich die Frage, welche Parameter und multimedialen, dynamischen Darstellungsformen wofür verwendet werden sollen. Weder im technischen Bereich noch im Bereich der Visualisierung existieren bisher verbindliche Normen, die z.B. mit denen des Buches vergleichbar wären.<sup>56</sup> Auch hier gilt es also zu fragen, wie das Verhältnis zwischen der Erfüllung individueller Nutzerbedürfnisse durch spezielle Software – die Computer und Internet zweifellos ermöglichen – und der Etablierung kultureller Standards bei der Generierung, Darstellung und damit auch der Rezeption von Informationen ist, so dass nach wie vor überindividuelles kulturelles Wissen erzeugt werden kann.

55 Vgl. dazu z.B. Chen, Chaomei: *Information Visualization and Virtual Environments*, Wien u.a. 1999.

56 Vgl. auch Veltman, Kim: »New Media and Transformations in Knowledge (I)«, in: Gemmert, Claudia/John, Hartmut/Krämer, Harald (Hg.): *euphorie digital? Aspekte der Wissensvermittlung in Kunst, Kultur und Technologie*, Bielefeld 2001, S. 35-62.

## Literaturtheorien und Vernetzung

Das hier eröffnete, relativ weitgefaste Blickfeld auf das Internet wird in der Folge zunächst auf die Phänomene Literatur und Kunst im Netz, und hier v.a. im World Wide Web,<sup>57</sup> verengt. Dabei sollte jedoch immer im Hintergrund präsent sein, dass die künstlerischen Phänomene als paradigmatisch für mögliche kulturelle Veränderungen betrachtet werden.

Kunst und Literatur bedienten sich schon vor der Entwicklung des WWW der Computernetze für verschiedenartige Experimente. Die dezentrale Struktur und – die notwendige technische Ausrüstung vorausgesetzt – die weltweite, ortsunabhängige Zugänglichkeit und Offenheit waren offensichtlich eine völlig neue Erfahrung, die Hoffnungen für die Revolutionierung insbesondere des Literatursystems weckten.

»Während das Ziel des ›reinen‹ (*offline*) Texteditings am Computer in der Visualisierung und Gestaltung von Ideen/Gedankenbildern liegt, öffnet sich im *online-Schreiben* der Schreib-Raum in ein kommunikatives und soziales Netz-Werk und verlässt somit vollständig die Darstellungs- und Vermittlungsparadigmen der Schriftkultur. Der privilegierte und geschützte (von Experimenten der literarischen Moderne destruierte und von der Postmoderne unendlich ausgeweitete) ›innere Schreibraum‹ des einzelnen ›Users‹ öffnet sich in eine vernetzte Wissens-Architektur hinein. Hier entstehen Zonen, in denen die bürgerlichen Trennungen von privaten und öffentlichen Räumen aufgelöst werden.«<sup>58</sup>

*Dokumentenvernetzung und Menschenvernetzung* – diese beiden grundlegenden Potentiale des Netzes<sup>59</sup> sind derzeit die Hoffnungsträger für die Entwicklung neuer Literaturformen, die die Defizite

57 Das WWW ist derzeit der Dienst des Internets, der aufgrund seiner multimediale Darstellungspotentiale am intensivsten für die Literatur- und Kunstproduktion genutzt wird. Es gibt kaum mehr Projekte, die sich der rein textbasierten Dienste Telnet oder E-Mail bedienen.

58 Idensen, Heiko: *Schreiben/Lesen als Netzwerk-Aktivität. Die Rache des (Hyper-) Textes an den Bildmedien*, Kassel 1995, <<http://forum.uni-kassel.de/interfiction/1995/rache.htm>> (Hervorhebungen im Text).

59 Darauf läuft auch Wolfgang Coys Beschreibung des Internets hinaus. Vgl. Coy, Wolfgang: »turing@galaxis.com II«, in: Warnke, Martin/Coy, Wolfgang/Tholen, Georg-Christoph (Hg.): *Hyperkult. Geschichte, Theorie und Kontext digitaler Medien*, Frankfurt am Main 1997, S. 15-32 (hier: S. 21/22).

der rückkopplungsarmen, auf individualisierte Produktion ausgerichteten Buchkultur zu überwinden versprechen. Doch rechtfertigen diese zunächst einmal technischen Möglichkeiten tatsächlich Idensens Diktum des Paradigmenwechsels? Im Grunde genommen integrierte der Literaturbegriff immer schon Vernetzungselemente (vgl. dazu den 2. Teil) – die in den letzten Jahrzehnten aufgekommenen begrifflichen Diskussionen um Fragen der Intertextualität, der Autorenfunktion etc. zeugen von einem – allerdings meist impliziten – Bewusstsein für den Vernetzungscharakter von Literatur auch in den Literaturtheorien. Ebenso haben die Darstellungsformen von Literatur in jüngerer Zeit sowohl durch die Medienkunst als auch durch die Experimente der literarischen Moderne Variationen erfahren, die neue Produktionsformen erprobten, Innovationen in der Textgestaltung initiierten oder auf eine größere Beteiligung des Lesers abzielten. Dazu gehören Versuche, die lineare Anordnung des Buches durch kombinatorische Techniken zu unterlaufen, Techniken assoziativen Schreibens zu erproben (wie z.B. in der Collage-Technik des Dadaismus oder der dieser eng verwandten Cut-up-Strategie) sowie räumliche und bildliche Potentiale von Schrift zu erproben (wie in der visuellen Poesie). Ebenso werden Produktionstechniken favorisiert, die das individuelle Künstlergenie als Mythos entlarven sollen: Die »écriture automatique« des Surrealismus z.B. kultivierte die Spontaneität des Schreibens und das Unbewusste, die dadaistischen Collagen erklärten Alltagstexte zum künstlerischen Objekt, die ersten Experimente mit Computerlyrik übertrugen die Aufgabe der ästhetischen Produktion der Maschine.<sup>60</sup> Diese Versuche, die Grenzen des Buchdrucks in Bezug auf Produktion, Darstellung und Leserbeteiligung zu sprengen, blieben allerdings meist im experimentellen bzw. appellativen Stadium stecken – wirklich überwinden konnten sie den »veste(n) Buchstab« und die vergleichsweise rückkopplungsarme Leser-Autor- oder Leser-Text-Kommunikation nicht, machten allerdings die diesbezüglichen Grenzen des Buchdrucks deutlich.

Ein Kernproblem des Phänomens »Literatur im elektronischen Raum« ist seine Hybridität. Die medienontologische Perspektive zugrunde gelegt, wird deutlich, dass zwei Bereiche aufeinander tref-

<sup>60</sup> Vgl. dazu Krause, Manfred/Schaudt, Götz Friedrich: *Computerlyrik*, Düsseldorf, 2., erw. Auflage 1969.

fen, die zunächst einmal auseinander gehalten werden müssten: Einerseits geht es – und darauf zielt auch Idensens Zitat ab – um die innovative Struktur des Mediums, die raumzeitunabhängige Vernetzung von Dokumenten und Menschen ermöglicht, andererseits wird mit dem Begriff »Literatur« auf Strukturen verwiesen, die sich unter anderen medialen Bedingungen herausgebildet haben. Die Technologie des Buchdrucks beeinflusste die Formen seiner sozialen Nutzung und damit auch das, was sich als »Literatur« unter diesen Bedingungen herausbildete. Das Bewusstsein für die enge Beziehung zwischen der spezifischen Struktur des Mediums und seinen darstellungstechnischen und kommunikativen Potentialen ist in der Literaturwissenschaft allerdings erst in den letzten Jahrzehnten gewachsen.

Einen wesentlichen Schritt hin zu einer Hinterfragung der materiellen Bedingungen von Literatur machte Michel Foucault, als er den Autor vom Individuenbegriff ablöste und zum kulturellen Konstrukt erklärte.<sup>61</sup> Implizit kommt damit die Frage nach der spezifischen Medialität ins Spiel, unter der Autorschaft sich formiert. Allerdings bearbeitet Foucault diese Frage rein aus epistemologischer Sicht im Hinblick auf Diskurse, also dominante Wissens- und Denkstrukturen, die sich in geregelten Aussagesystemen spiegeln. Technologische Bedingungen der Gestaltung von Wissen sind für ihn nicht von Interesse. Das Bewusstsein für die medialen Bedingungen von Literatur wurde jedoch im Anschluss an Foucault durch die Diskursanalyse als eine Art metawissenschaftlicher Betrachtung (z.B. im Hinblick auf die Entstehungsbedingungen von Wissenschaft) geschärft. In deren Folge entstanden Theorien, die Literatur historisch unter der Fragestellung ihrer Mediennutzung und ihrer Beziehung zu anderen Medien betrachteten. Friedrich Kittler analysiert in *Aufschreibesysteme 1800/1900*<sup>62</sup> die Literatur des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts als Resultat der Schreibpraktiken, die er allerdings in erster Linie aus literarischen Texten extrapoliert. Er konzentriert sich zwar auf die Materialität der Medien, allerdings mit dem Ziel, das Verschwinden des Subjekts in poststrukturalistischer Tradition medientheoretisch begründen zu können. Die his-

61 Vgl. Foucault, Michel: »Was ist ein Autor?«, in: Ders.: *Schriften zur Literatur*, Frankfurt am Main 1991, S. 7-31.

62 Kittler, Friedrich: *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München, 3., vollst. überarb. Aufl. 1995.

torische Analyse der Medienentwicklung wird mit der Diskursanalyse Foucaults gekoppelt. Kittler sieht Medien als »anthropologische Aprioris«<sup>63</sup> und kehrt damit die Subjekt-Medien-Beziehung um. Ihm geht es weniger um die Erhellung der Medien-Gesellschafts-Beziehung, sondern um den Einfluss der Medien auf die kulturellen Praktiken des Schreibens und Wahrnehmens, die er als subjektlose Prozesse zu fassen versucht. Die Anwendung poststrukturalistischer Theoriemodelle bringt dabei allerdings wenig Erhellung in die Wechselwirkung von Medien und Gesellschaft.

Dass die Struktur von Medien grundlegende Folgen für die gesellschaftliche Organisation hat, stellte McLuhan schon in den 1960er Jahren fest. »Das Medium ist Botschaft« besagt nichts weiter, als dass sich die Bedeutung von Medien in ihrem Einfluss auf das alltägliche Leben, auf die Wahrnehmungs- und Verhaltensformen des Menschen, niederschlägt. Wie Michael Giesecke gezeigt hat, ist die Wirkung des Buchdrucks auf die Herausbildung kulturell bevorzugter Formationen von Informationsgewinnung, -darstellung und -verarbeitung kaum zu unterschätzen.<sup>64</sup> Es geht, so Giesecke, in der Durchsetzung des gedruckten Buches als begehrte Marktware in der epistemologischen Perspektive um eine »Operationalisierung der Wahrnehmung der Umwelt«.<sup>65</sup> Je größer das Publikum für Bücher, desto wichtiger wird die Nachvollziehbarkeit der dargestellten distribuierten Erkenntnisse: »Das Buch programmiert die Leser«.<sup>66</sup> Die Wahrnehmung der Dinge wird damit normiert und zum sozialen Prozess. Das wird notwendig, weil die direkte Kommunikation zwischen Menschen, wie sie in der vorindustriellen skriptographischen Kultur als eigentliches Paradigma für die Übermittlung von Informationen galt, nun durch die erweiterten Distributionsmöglichkeiten enorm reduziert wird. Sollen Informationen vermittelt werden, so muss das so geschehen, dass sie ohne dialogische Unterstützung verstanden werden können. Der Prozess der Herausbildung von Wahrnehmungs- und Verhaltensnormen spielt sich bei der Durchsetzung des Buchdrucks in einer komplexen Interaktion

63 Kittler, Friedrich: *Grammophon, Film, Typewriter*, Berlin 1986, S. 167.

64 Vgl. Giesecke, Michael: *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt am Main 1994.

65 Giesecke, ebd., S. 563.

66 Giesecke, ebd., S. 561.

zwischen Drucktechnologie, Techniken der Informationsgliederung und -darstellung und Marktmechanismen ab.

### *Merkmale des Mediums*

Wie schon anhand der Frage nach der Charakterisierung der Vernetzung diskutiert wurde, weist das Internet Eigenschaften auf, die es von anderen technischen Medien unterscheidet. Die Netzwerkstruktur verhindert, dass es einen einzigen zentralen Knotenpunkt gibt, von dem aus sowohl die Kommunikationen als auch die Informationen kontrolliert werden. Allerdings gibt es – wie schon erwähnt – durchaus Schaltstellen, die Kontrollfunktionen ausüben oder zumindest ausüben können – zumindest solange das Netz noch nicht als peer-to-peer-Netzwerk organisiert ist.<sup>67</sup> Dennoch ermöglicht das Internet aufgrund seiner relativen Dezentralität Formen der Kommunikation und der Informationsdistribution, die sich inhärent von denen der anderen technischen Medien unterscheiden. Zum einen ist es sowohl ein Kommunikations- als auch ein Informationsmedium. Im Bereich der Kommunikation erlaubt es sowohl dyadische als auch Gruppenkommunikation in synchroner und asynchroner Form;<sup>68</sup> als Informationsmedium ermöglicht es jedem Teilnehmer mit Netzzugang, seine eigenen Dokumente zugänglich zu machen, ohne auf das Placet durch ein zentralisiertes redaktionelles Nadelöhr angewiesen zu sein.

Die kommunikative Vernetzung ist geprägt

- a) durch den ständigen, unvorhersehbaren Wechsel zwischen latenten und manifesten Relationen (z.B. online/offline-Sein)
- b) durch parallele statt sequentielle Kommunikationsvorgänge (auf verschiedenen Ebenen – z.B. können Menschen nur mit Menschen kommunizieren, wenn gleichzeitig die Kommunikation zwischen den Computern stattfindet; aber auch die menschliche Kommunikation kann parallel über verschiedene Dienste bzw. –

67 Die peer-to-peer-Technologie bedeutet, dass jeder Computer direkt mit einem anderen Computer im Netzwerk in Verbindung treten kann, ohne dass Schaltstellen, wie z.B. Internet-Service-Provider als Knotenpunkte fungieren.

68 Synchron bedeutet »in Echtzeit«, d.h., die Gesprächsteilnehmer müssen gleichzeitig online sein, asynchron bedeutet, dass zeitversetzt kommuniziert werden kann, wie z.B. beim Austausch von E-Mails.

- betrachtet man die Chat-Kommunikation – sogar innerhalb eines Dienstes erfolgen);
- c) durch die prinzipielle instantane Rückkopplungsmöglichkeit (Polydirektionalität der Verbindungen), die – anders als bei den Massenmedien – in demselben Medium erfolgen kann;
  - d) durch eine stetige Expansion bzw. Reduktion der Knoten und ihrer Verbindungen (Server und Clients bzw. Intranets kommen hinzu, andere scheiden aus).

Dabei werden nicht nur Netze mit Netzen, sondern auch Einzelnutzer mit dem Netzwerk sowie Netzwerke mit anders gearteten Netzwerken verbunden. Letzteres bedeutet, dass jeder Nutzer sich zwangsläufig gleichzeitig in einem anderen – beruflichen/privaten – Netzwerk befindet, von dem aus er im elektronischen Raum agiert, so dass »artverschiedene« Netzwerke miteinander gekoppelt werden. Richtet man den Blick auf diese Verbindungen, verlässt man den elektronischen Raum, untersucht seine Relation zu anderen Netzwerken und nimmt eine kulturelle Perspektive im oben ausgeführten Sinne ein. Gerade diese transitorische Verbindung verschiedener Netzwerke führt auch dazu, dass kulturelle Praktiken, die das Internet herausgebildet hat, kulturelle Relevanz erlangen können.

Das Internet ist also technisch gesehen dezentral, polydirektional und beliebig variabel in seinen Verbindungen. Wie stellt sich diese Struktur nun in der sozialen Nutzung des Mediums dar? Der Federal Networking Council (FNC) gibt folgende Definition des Internets:

- »Internet« refers to the global information system that –
- (i) is logically linked together by a globally unique address space based on the Internet Protocol (IP) or its subsequent extensions/follow-ons;
  - (ii) is able to support communications using the Transmission Control Protocol/Internet Protocol (TCP/IP) suite or its subsequent extensions/follow-ons, and/or other IP-compatible protocols; and
  - (iii) provides, uses or makes accessible, either publicly or privately, high level services layered on the communications and related infrastructure described herein.«<sup>69</sup>

Information und technisch vermittelte menschliche Kommunikation werden hier als Kernpunkte des Internets genannt. Das Krite-

69 Federal Networking Council: *Definition of the Term »Internet«*, 25. 10. 1995, <[http://www.hpcc.gov/fnc/Internet\\_res.html](http://www.hpcc.gov/fnc/Internet_res.html)>

rium der Adressierung (Punkt i) steht dabei für die Vernetzung von Dokumenten, die räumlich verteilt auf verschiedenen Servern liegen und über deren Adressen gefunden werden können. Beide Aspekte bilden jeweils eine zentrale Nutzungsform des Internets: die globale Dokumentenvernetzung einerseits, die Kommunikationsmöglichkeiten zwischen den Benutzern andererseits.

Unter die erste Form fallen alle Arten von Informations- und Dokumentenpräsentation, also Formen der Darstellung von Informationen. Interpersonelle Anwendungen subsumieren die verschiedenen Kommunikationsformen, die das Internet bereitstellt: E-Mail, Newsgroups, Chats etc., die insbesondere im literarischen und künstlerischen Bereich zu neuen Produktionsformen führen. Der dritte oben erwähnte Punkt betrifft nicht zuletzt auch die strukturelle Organisation des Internets, die sich auf die ersten beiden Punkte der Darstellungs- und Kommunikationsformen auswirkt.

*Literatur im elektronischen Raum ist – nach meiner Definition – nur solche, die mindestens eines dieser Elemente in irgendeiner Form nutzt – die technischen Dokumenten- und/oder Akteursvernetzung ins Zentrum rückt oder die Struktur des Mediums ästhetisch zum Ausdruck bringt.*

Es ist jedoch noch notwendig, sich etwas eingehender mit den spezifischen Charakteristika von Literatur im elektronischen Raum (oder – hier synonym verwendet – der Netzliteratur) auseinander zu setzen – und zwar im Hinblick auf die Frage, inwieweit der Einsatz einer technischen Innovation die kulturell dominanten Definitionen von Literatur, wie ihn die Literaturtheorien modellieren, verändern könnte.

### *Dokumentenvernetzung: Zugriff auf entfernte Informationen*

Der Zugriff auf entfernte Informationen wird grundsätzlich durch die Zugangsmöglichkeiten zu Daten, die auf fremden Servern liegen, geboten. Damit einher geht aber auch die Möglichkeit, sichtbare Verweise in Form von Hyperlinks in ein Dokument zu integrieren, was durch den Einsatz der Seitenbeschreibungssprache HTML ermöglicht wird. Tim Berners-Lee legte den gedanklichen Grundstein zu dieser Entwicklung, als er eine Möglichkeit suchte,

Dokumente für das Kernforschungszentrum in Genf unabhängig vom Dateiformat allen zugänglich zu machen.<sup>70</sup> HTML ist ein Format, das auf programminterne Steuerungszeichen, die die Konvertierung in andere Programme erschweren, verzichtet und stattdessen mit vom Browser interpretierbaren Wortanweisungen («Tags») arbeitet. Hinter dem dargestellten Dokument befindet sich also eine weitere Textebene, die sowohl das Dokument als auch Anweisungen zu dessen Darstellung enthalten. HTML beinhaltet die Möglichkeit, direkte Verweisstellen auf andere Dokumente in den Text zu integrieren, so dass man bei Aktivierung dieses Hyperlinks direkt auf den Verweistext springen kann und – im Unterschied zu Fußnoten – das gesamte Dokument präsentiert bekommt. Die beiden Väter des Hypertextes, Vannevar Bush und Ted Nelson (der den Begriff prägte), hatten mit ihren Visionen in erster Linie die *globale Enzyklopädie* im Blick, weniger die menschliche Kommunikation.<sup>71</sup> Vannevar Bush entwarf in einem Artikel aus dem Jahr 1945<sup>72</sup> das Konzept eines Mikrofilm-Archivs, das über ein assoziatives Indexierungssystem die Möglichkeit der Verbindung gespeicherter Dokumente anbot. So entstehen Pfade miteinander verbundener Mikrofilm-Dateien, die bei Aufruf einer der gekennzeichneten Dateien immer wieder mit angezeigt werden, wobei jedes Dokument in beliebig viele, jeweils nach anderen benutzerdefinierten Kriterien aufgebaute Pfade integriert werden kann. Da Computer damals nur zu komplexen Berechnungen verwendet wurden und noch keine Software-Programme entwickelt waren, musste Bush noch ein mechanisches Indexierungs- und Speichersystem imaginieren (obwohl er die Utopie eines einfach zu handhabenden Computers entwarf, dessen digitale Prozesse von symbolischen Sprachen gesteuert werden). Seine Memex-Maschine hatte jedoch nachhaltige Wirkung: Die ihr zugrunde liegende Idee wurde Anfang der 60er Jahre von Ted Nelson wieder aufgegriffen, der nun den Computer als ideale Basis für

70 Tim Berners-Lees heute legendärer Vorschlag ist noch im Internet abrufbar: Berners-Lee, Tim: *Information Management. A Proposal*, Genf 1989, <<http://www.w3.org/History/1989/proposal.html>>.

71 Ted Nelson ist heute ein erklärter Feind des Internets, insbesondere des World Wide Web.

72 Vgl. Bush, Vannevar: »As We May Think«, in: *The Atlantic Monthly* 176.1 (July 1945), S. 101-108, auch in: Druckrey, Timothy (Hg.): *Electronic Culture. Technology and Visual Representation*, New York 1996, S. 29-45, abrufbar ebenfalls unter <<http://www.theatlantic.com/unbound/flashbks/computer/bushf.htm>>.

die Realisierung dieses Dokumentenspeicher-, Verbindungs- und Bearbeitungssystem entdeckte. Er prägte schon 1965 den Terminus »Hypertext« für ein grundsätzliches mentales Konzept: *dem nicht-linearen, assoziativen Schreiben und Verbinden von Textelementen, das nicht notwendigerweise an den Computer gebunden ist*. »Many people consider these forms of writing to be new and drastic and threatening. However, I would like to take the position that hypertext is fundamentally traditional and in the mainstream of literature.«<sup>73</sup> Beispiele für assoziativ-delineare Texte lassen sich in der Literatur tatsächlich zahlreiche finden – nicht nur in der Avantgarde-Literatur, sondern angefangen beim Talmud über die randkommentierten Codices des Mittelalters, Samuel Johnsons *Tristram Shandy* bis zu James Joyce' *Stream of Consciousness* und weiteren zahlreichen Beispielen der literarischen Moderne und Postmoderne ist der Bruch in der zeitlichen und räumlichen Sequenz narrativer Erzählstränge tatsächlich schon immer ein Proprium literarischen Schreibens gewesen. Andererseits aber liegt Nelsons ausgearbeiteter Hypertext-Datenbank *Xanadu*<sup>74</sup> ein technisches Konzept des Hypertextes zugrunde: die Vision eines allumfassenden »Docuverse«,<sup>75</sup> einer Datenbank, in der alles jemals auf Papier, Film oder anderen Speichermedien Entstandene in allen seinen Versionen archiviert wird. Der Benutzer dieses Systems hat freien Zugriff auf die Daten und kann sie zitieren, auf sie per Link verweisen oder seine Kommentare einarbeiten. Das Grundprinzip dieses Archivs basiert auf der fundamentalen Intertextualität jedes Dokuments – es bezieht sich unweigerlich, sei es explizit oder implizit, auf frühere Texte und ist wiederum Basis für zukünftig entstehende Materialien. Ein allumfassendes Dokumentenarchiv erlaubt die Offenlegung dieser impliziten intertextuellen Struktur, die für Nelson das wesentliche Definiens von Literatur überhaupt ist.<sup>76</sup> Nelsons Vorstellungen waren gleichzeitig geprägt von idealistischen Motiven: die a-hierarchi-

73 Vgl. Nelson, Ted: *Literary Machines. Edition 87.1*, South Bend Indiana 1987, S. 1/17 (die hier angegebene Paginierung entspricht der des Buches, wobei »1« das Kapitel, »17« die Seitenzahl des Kapitels bezeichnet).

74 Er benannte sie nach dem Ort des mystischen Schlossbaus aus Samuel Coleridges Gedicht *Kubla Khan* (1798), da dies der adäquate Name für einen »magic place of literary memory« sei. Nelson, ebd., S. 1/30.

75 Ebd., S. 4/15.

76 Ebd., S. 2/9.

sche Dokumentenanordnung und die Möglichkeit des Benutzers, Texte nach eigener Perspektivität miteinander zu kombinieren, sollte einerseits den Leser aus der Gewalt des Autors befreien und ihn zu seiner eigenen Lesart der Dokumente ermutigen, Autor und Leser somit zu gleichberechtigten Partnern mit demselben Kreativitätsspielraum machen, und andererseits die Linearität des Schreibens durch die Assoziativität des Denkens zumindest ergänzen, wenn nicht sogar ersetzen.<sup>77</sup> Es dauerte über 20 Jahre, bis Nelson, der von der wissenschaftlichen Welt – sowohl den Technikern als auch den Literaturwissenschaftlern – als Verrückter mit abwegigen Ideen abqualifiziert wurde, sein Xanadu-System (wenn auch eingeschränkt) realisieren konnte. Heute existiert es als Datenbank, die man gegen Zahlung von Benutzungsgebühren verwenden kann – unter strenger Einhaltung der Copyright-Vorschriften.<sup>78</sup>

Die im Vergleich zu den ersten, Ende der 60er Jahre entwickelten technischen Hypertextsysteme<sup>79</sup> mittlerweile durch verschiedene Softwareprogramme, aber auch durch das WWW wesentlich vereinfachte Umsetzung dieser expliziten Intertextualität führte auch zu vermehrter Nutzung dieser Technik in der literarischen Produktion: Als Hyperfiction bezeichnet Suter »die literarische Ausformung eines elektronischen Textes mit Verbindungen, die den multiplen Zugang zu Informationen ermöglichen. Eine Hyperfiction [sic!] ist also ein komplexes literarisches Gewebe, in welchem multiple [sic!] (narrative) Abläufe durch die implementierte Verknüpfungsstruktur direkt sichtbar werden und der Leserin erlauben, ihnen nachzugehen.«<sup>80</sup> Hyperfictions sind die »traditionellste«<sup>81</sup> Umsetzung narrativer Texte in eine spezifisch elektronische Struktur.

77 Vgl. Nelson, Ted: *Computer Lib/Dream Machines*, updated and revised edition, Redmond 1987 (orig.: 1974), S. 31.

78 D.h., für das Lesen und Zitieren von Dokumenten müssen Gebühren entrichtet werden. Eine ausführliche Beschreibung zu Xanadu findet sich unter <<http://www.xanadu.net>>

79 Vgl. zur Geschichte der technischen Hypertextsysteme: Nielsen, Jakob: *Hypertext and Hypermedia*, Boston/San Diego/New York 1990, und Berk, Emily/Devlin, Joseph (Hg.): *Hypertext/Hypermedia Handbook*, New York u.a. 1990.

80 Suter, Hyperfiction, S. 28.

81 »Traditionell« mag bei einem Phänomen, das erst 15 Jahre alt ist (1987 erschien die erste Hyperfiction auf Diskette, Michael Joyce' *Afternoon, a story*), etwas merkwürdig anmuten, aber die rasanten Veränderungen im technischen Bereich rechtfertigen diese Charakterisierung wiederum.

Ihr innovativer Charakter wurde von nordamerikanischen Literaturtheoretikern vor allem im Hinblick auf die Textstruktur gerühmt. Diese wird nach deren Meinung in mehrerer Hinsicht grundlegend revolutioniert: Zum einen wird der sequentielle Erzählcharakter durch multilineare<sup>82</sup> Erzählstränge abgelöst: Die Anwendung von Hyperlinks führt zur Modularisierung des Textes in »lexias«<sup>83</sup> (Lexien), kürzere Textabschnitte, die durch Links auf vielfältige Weise miteinander verbunden werden können. Ein Textsegment kann so mehrere Links enthalten, die zu weiteren Textmodulen führen. Diese Verzweigungsmöglichkeiten implizieren einerseits eine offene a-hierarchische Textstruktur (weil alle Elemente denselben Status haben), die je nach Wahl der Links zu verschiedenen Lesarten führt, andererseits auch eine Offenheit des Werkes, die keine narrative Abgeschlossenheit erzeugt,<sup>84</sup> weil die Kombinationsmöglichkeiten der Textsegmente zwar rein rechnerisch endlich viele sind, aber vom Leser immer nur ein kleiner Teil tatsächlich aktualisiert wird. Aufgrund dieser Charakteristika scheint der Leser eine neue Macht zu gewinnen – durch die Wahlmöglichkeiten erzeugt er womöglich Sinnkonstruktionen, die der Autorenintention entgegenstehen, und konstruiert seinen eigenen Text.<sup>85</sup> Der Autor gibt damit einen Teil seiner Macht an den Leser ab, der Leser wird zum »wreader« (der Hybridform aus writer und reader).<sup>86</sup> Diese vielgelobte »Interaktivität« des Lesers bei der Rezeption elektronischer Li-

82 Nachdem anfangs meist von Non-Linearität die Rede war, einigte man sich relativ schnell auf Multilinearität als treffenderen Terminus – aufgrund der Erkenntnis, dass allein schon innerhalb der einzelnen Textabschnitte eine gewisse Linearität gewährleistet sein muss, um Narrativität zu erzeugen.

83 Der Terminus wurde von Landow in Anlehnung an Roland Barthes geprägt. Vgl. Landow, George P.: *Hypertext 2.0. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology*, Baltimore/London 1997, S. 34.

84 Vgl. Landow, ebd., S. 65; Bolter, Jay David: *Writing Space. The Computer, Hypertext and the History of Writing*, Hillsdale/New Jersey 1991, S. 155.

85 Wobei hier deutlich wird, dass die Autorenintention ein wesentliches Element der Hypertexttheorie ist, da eine Freiheit des Lesers nur vor dem Hintergrund einer vorausgesetzten intendierten Determination des Sinnes gedacht werden kann.

86 Diese Konstruktion des »wreaders« stammt von Landow, vgl. Landow, George P.: »What's a Critic to Do? Critical Theory in the Age of Hypertext«, in: Ders. (Hg.): *Hyper / Text / Theory*, London/Baltimore 1994, S. 1-47 (hier: S. 14); zur Parität von Autor und Leser auch Bolter, *Writing Space*, S. 123; Joyce, Michael: *Of Two Minds. Hypertext Pedagogy and Poetics*, Michigan 1995, S. 192; Landow, *Hypertext 2.0*, S. 92.

teratur erweist sich aber bei genauerem Hinsehen als Illusion: Da der Leser sich in einer Welt bewegt, die er nicht kennt, kann er den Links zunächst auch keine semantische Funktion zuschreiben; so reduziert sich die angebliche Freiheit schnell auf die rein zufallsgesteuerte Klicktätigkeit mit der Maus. Bei der literaturtheoretischen Reflexion der Hypertexte spielen weder das Kriterium der intertextuellen Dokumentenvernetzung außerhalb des narrativen Feldes noch die Akteursvernetzung eine Rolle. Diese beiden Eigenschaften sind aber wesentlich für die Charakteristika von Literatur im elektronischen Raum. Die in der Hypertexttheorie behandelten Hyperfictions sind ausnahmslos intratextuell angelegt, verbleiben also im Werkbegriff. Aarseth ordnet diese Art der Hyperfiction daher auch aufgrund der praktizierten unterbrochenen Sequentialitäten, der Wechsel der Perspektiven und Zeitfolgen sowie der Erzeugung verschiedener Erzählebenen in den Kanon moderner Literatur ein.<sup>87</sup>

In diesem Fall kann also nicht von einer grundlegenden Revision printliterarischer Modelle gesprochen werden. Anders sieht es dann aus, wenn die Intertextualität so eingesetzt wird, dass literaturfremde Dokumente durch Links integriert werden: Dann wird der Werkcharakter tatsächlich durchbrochen und der Benutzer auf eine Reise durch das Docuverse geschickt, die er selber gestalten kann – er muss nicht mehr zum Ausgangstext zurückkehren und wird damit zum textkonstituierenden Faktor. Diese Form der Intertextualität hat damit sowohl Konsequenzen für die literarische Gestaltung als auch für die Rolle des Rezipienten.

Die hier nutzbar gemachte Intertextualität unterscheidet sich allerdings von der Modellierung der Intertextualität in der Literaturwissenschaft: »Die Intertextualität der Druckkultur ist eine virtuelle, in literarischen Texten explizit hergestellt, produzierte. Die Intertextualität im Netz ist konkret, flach, pragmatisch, real(istisch).«<sup>88</sup> Damit unterscheidet sie sich grundlegend von der poststrukturalistischen Intertextualität, die z.B. bei Derridas von der Existenz der materiellen Schrift vorgängigen »arché-écriture« ausgeht. Das Sprachsystem, wie Saussure es konzipierte, konnte nach

87 Vgl. Aarseth, Espen: *Cybertext. Perspective on Ergodic Literature*, Baltimore/London 1997, S. 86 ff.

88 Idensen, Schreiben/Lesen als Netzwerkaktivität, Kap. »hoch die Internationale Intertextualität«.

Derrida nur auf der Basis der Schrift entwickelt werden – daher gehen alle manifesten sprachlichen und textuellen Äußerungen aus einer Urschrift hervor. Es spricht (schreibt) nicht mehr ein Subjekt, sondern in den Text schreiben sich die Spuren früherer Texte ein. Auch Roland Barthes' Verständnis der Offenheit von Texten geht in diese Richtung:

»Der schreibbare Text, das sind wir beim Schreiben, bevor das nicht endende Spiel der Welt (die Welt als Spiel) durch irgendein singuläres System (Ideologie, Gattung, Kritik) durchschritten, durchschnitten, durchkreuzt und gestaltet worden wäre, das sich dann auf die Pluralität der Zugänge, die Offenheit des Textgewebes, die Unendlichkeit der Sprachen niederschlägt.«<sup>89</sup>

Was für Derrida die arché-écriture ist, stellt bei Barthes der Genotext dar, der eng mit der Lacan'schen Konzeption des Begehrens, das sich zwischen den Zeilen jedes Textes manifestiert, verbunden ist.<sup>90</sup> Intertextualität bedeutet hier also in erster Linie die Rückführung eines jeden Textes auf bestimmte, diesem vorgängige Muster, ohne das jedoch Akteure in Ansatz gebracht werden. Der Text hat sowohl bei Derrida als auch bei Barthes eine ontologische Dimension, er existiert per se; die konkreten literarischen Produkte sind Phänotypen dieser Urformen. Die Literaturwissenschaft ist jedoch darauf angewiesen, diese Zwischentöne impliziter Bezüge zu identifizieren, und sucht dabei nach den extratextuellen Konzepten, die sich zwischen dem Textgewebe (Texture) zeigen.

Die explizite Intertextualität des World Wide Web stellt allerdings andere Fragen, da die Vernetzung nun transparent gemacht werden kann. So kann die Kategorisierung eines solchen Projekts, das eine explizite Offenheit zur Integration fremder Dokumente provoziert und kultiviert, nicht anhand *printliterarischer Modelle* erfolgen; es kann nicht einmal die Frage beantwortet werden, welche der Dokumente, die der Akteur dann weiter besucht, noch zum Projekt zu zählen sind und welche nicht. Der Netzcharakter in seiner Unabgeschlossenheit und Dynamik widerspricht dem an der materiellen Stabilität des Dargestellten orientierten Literaturbegriff. Insofern geht es hier insbesondere um die Problematisierung des

89 Barthes, Roland: *S/Z*, Frankfurt am Main 1998, S. 9.

90 Auch die Psychoanalyse bildet eine Art Intertextualität, wenn sie Literatur als Manifestation unbewusster Konflikte des Autors liest oder die spezifische Rezeption der Leser ebenfalls auf solche Muster zurückführt.

Werkbegriffes, der offensichtlich nicht auf ein Medium übertragen werden kann, dessen Eigenschaften nicht auf Fixierung, sondern auf Dynamisierung und stetige materielle Veränderung ausgerichtet sind.

In Bezug auf den Nutzer treffen wir erneut auf das Problem seiner größeren Aktivität, wie sie die Hypertexttheoretiker schon für die Hyperfiction behauptet haben. Dem Leser von Printliteratur wird spätestens seit der Rezeptionsästhetik und der Semiotik ein konstitutiver Anteil am literarischen Werk zugeschrieben. Allerdings ist der Leser sowohl für Wolfgang Iser wie auch für Umberto Eco ein impliziter Leser, also primär ein Produkt der Textstrategien, die den Rezipienten in seiner Wahrnehmung determinieren. Iser oszilliert in seiner Theorie zwischen einer »Ontologie« des Textes und einer »Phänomenologie des Lesens«.<sup>91</sup> Letztere bedeutet, dass er ein möglichst umfassendes, idealtypisches *Modell* des Lesens auf der Basis der im literarischen Text angewandten Erzählstrategien entwickelt. Der Leser als empirisches Faktum interessiert dabei nicht. Auch das Füllen der Leerstellen wird durch den Text bis zu einem gewissen Grade vorgegeben.

»Dieser Transfer des Textes in das Bewußtsein des Lesers wird häufig so verstanden, als ob er ausschließlich vom Text besorgt würde. Gewiß initiiert der Text seinen Transfer; doch dieser vermag nur zu gelingen, insofern durch ihn Dispositionen des Bewußtseins – solche des Erfassens wie solche des Verarbeitens – in Anspruch genommen werden. Indem sich der Text auf diese Gegebenheiten bezieht, zu denen ohne Zweifel auch das soziale Verhaltensrepertoire seiner möglichen Leser gehört, vermag er die Akte auszulösen, die zu seiner Auffassung führen.«<sup>92</sup>

Dennoch wird dem Leser ein konstitutiver Anteil an der Textaktualisierung zugeschrieben – Text ohne Leser ist in der Rezeptionsästhetik und auch in Ecos Semiotik nicht denkbar: »Der volle Inhalt eines Zeichens kann nur durch fortschreitende Interpretation ak-

<sup>91</sup> So eine Kapitelüberschrift in Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München 1976, S. 175. Diese Kombination philosophischer Betrachtungsweisen stellt Zima bei Iser fest. Einerseits übte der Strukturalismus entscheidenden Einfluss aus, andererseits wird Husserls Phänomenologie, in diesem Fall als im Text angelegte Wahrnehmungsdispositionen, angewendet. Vgl. Zima, Peter: *Literarische Ästhetik*, Tübingen 1991, S. 258.

<sup>92</sup> Iser, *Akt des Lesens*, S. 175.

tualisiert werden.«<sup>93</sup> Eco und Iser fassen das Lesen als kreativen Prozess auf, der sich je nach erschlossenen Textebenen immer wieder verändert – wobei Ecos Formulierung allerdings suggeriert, dass der »volle Inhalt eines Zeichens« irgendwann einmal endgültig erfasst wird. Literarische Texte sind zwar per se vieldeutig, aufgrund der vorgegebenen und identifizierbaren Textstrategien bleibt diese Polysemie jedoch limitiert und kontrollierbar.<sup>94</sup>

Die von diesen Theorien dem Leser zugeschriebenen Aktivitätsspielräume erweitern sich durch die technische Vernetzung beträchtlich. Es stellt sich hier die grundsätzliche Frage, ob überhaupt noch von einem »Leser« gesprochen werden kann, wenn die Aktivität über die von den Textstrategien vorgegebene hinausgeht, indem intertextuell vernetzte Projekte die Werkgrenzen transzendieren, zu einem Teil des gesamten Dokumentennetzwerks Internet werden und teilweise auch ihren »metakommunikativen Rahmen«<sup>95</sup>, der der Literaturwissenschaft erst die Einordnung in bestimmte Kategorien ermöglicht, aufgeben. Diese Frage führt dann wiederum zurück auf veränderte Bedingungen der Textdarstellung durch die Beziehung zwischen dem Text und seiner technischen Struktur sowie der Rezeptionsmechanismen, die der Nutzer im Umgang mit dem Medium anwendet.

93 Eco, Umberto: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, München 1985, S. 203.

94 »Viele Texte haben zweifellos vielfachen möglichen Sinn, aber es ist immer noch möglich zu entscheiden, welcher gewählt werden muß, wenn man im Lichte eines vorgegebenen Themas an den Text herangeht.« Ebd., S. 13.

95 Dieser Begriff stammt von Gregory Bateson. Dieser bezieht sich damit auf Träume, in denen die Elemente fehlen, die uns normalerweise die Einordnung von Ereignissen und Objekten erlauben, wie es z.B. bei einem Theaterstück der Fall ist. So signalisiert die Theaterbühne und das Vorhandensein von Schauspielern, dass es sich bei dem Wahrgenommenen um ein Theaterstück handelt. Vgl. Bateson, Gregory: *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*, Frankfurt am Main 1983, S. 543. Für die Literatur ist die Existenz eines »metakommunikativen Rahmens« die Bedingung jeder Kategorisierung, auch der grundlegenden, nämlich sagen zu können, dass etwas Literatur ist.

Der zweite große soziale Anwendungsbereich des Internets besteht in den orts- und zeitindifferenten Kommunikations- und instantanen Rückkopplungsmöglichkeiten. Im Unterschied zu allen bisher bekannten Kommunikationssituationen kann – zumindest potentiell – jeder Benutzer mit jedem anderen »Netizen« in Kontakt treten. Nicht nur das: Einer kann mit vielen, viele können mit vielen gleichzeitig kommunizieren. Diese Kommunikation findet meistens außerhalb eines sozial vorgegebenen metakommunikativen Rahmens statt, d.h. also ohne die festgelegten Räume und Strukturen, in denen sich menschliche Beziehungen normalerweise entwickeln.<sup>96</sup> Dieser Schwerpunkt führt zu der Frage, wie bisher Literatur und Kommunikation zusammengedacht wurden.

Das Bewusstsein vom vernetzten Charakter der Literatur war schon immer durchaus vorhanden. Insbesondere fassen gerade die Semiotik und Teilströmungen des Strukturalismus Literatur explizit als Kommunikation auf. Jurij Lotman z.B. legt seinem Verständnis von Literatur das Sender-Empfänger-Modell der mathematischen Informationstheorie zugrunde,<sup>97</sup> ähnlich geht Umberto Eco vor. Die Triade Autor-Text-Leser zieht sich generell wie ein roter Faden durch alle literaturwissenschaftlichen Modelle – selbst wenn sie einen von ihnen ausblenden. Dahinter steht das Verständnis von Literatur als einer speziellen Form der Kommunikation – vereinfacht gesagt: Kein Autor schreibt, wenn er nicht etwas mitteilen will, kein Leser liest, wenn er sich nicht Information, Vergnügen oder (Ent-)Spannung erhofft. Die Auffassung von Literatur als Kommunikation bildet überhaupt erst die Voraussetzung für die Frage nach der Notwendigkeit der Auslegung: Friedrich Schleiermacher entwickelte seine Grundlegung der Hermeneutik auf der Basis des Gesprächs – erst wenn Literatur als Dialog verstanden wird, wird auch die Frage nach dem Verstehen virulent.<sup>98</sup> Schleiermacher setzt damit ein

96 Ausgenommen werden muss hier die pragmatische »point-to-point«-E-Mail-Kommunikation zwischen Menschen, die sich aus »physischen« Räumen kennen oder gezielt jemanden ansprechen wollen. Diese Kommunikationsform ähnelt wiederum der telephonischen oder brieflichen Mediennutzung.

97 Vgl. Lotman, Jurij: *Die Struktur literarischer Texte*, München 1989, S. 28.

98 Schleiermacher verwendet bei seiner Entwicklung der hermeneutischen Prinzipien in erster Linie den Terminus »Rede«: »Alles, was in einem gewissen Umfang

Denken fort, das an die Idee der Synästhesie geknüpft ist und implizit (oder explizit, wie Lessings »Laokoon«) die gedruckte Literatur als nur eine unter vielen Künsten sieht, die zwar einiges leisten kann, jedoch auch ihre Grenzen hat. Die interaktiven Ideale eines Denkens, das die synästhetische Situation des face-to-face-Gesprächs favorisiert bzw. nach synästhetischen, die Monomedialität des Textes überwindenden Kunstformen strebte, wurde von der Nachwelt zum Teil nicht zuletzt als Romantik denunziert, um damit die Interaktionsarmut und technische Perfektion der Printmedien zu legitimieren.

Auch diejenigen Theorien (allen voran der Poststrukturalismus), die den Text zur Hauptinstanz jeder Interpretation erklären, setzen – allein schon durch die Tatsache ihrer Auseinandersetzung – zumindest eine Kommunikationssituation zwischen Leser und Text voraus. Dass dabei der Autor immer wieder implizit mitwirkt und deshalb nie völlig aus dem literaturwissenschaftlichen Denken verbannt werden konnte, zeigen die jüngsten kritischen Reflexionen über die Rückkehr des Autors.<sup>99</sup> Historisch lässt sich in der Autor-Leser-Text-Beziehung eine eindeutige Verschiebung von der Frage der Kommunikation zwischen Autor und Leser mittels Text zur Frage nach der Text-Leser-Beziehung beobachten. In der Hermeneutik Schleiermachers und Diltheys spielte das kongeniale Verstehen der Autorenintention und -situation eine zentrale Rolle bei der Auslegung, war allerdings vom Bewusstsein über die Asymmetrie der Kommunikationssituation geprägt. Ein Großteil der hermeneutischen Reflexionen hat ihre Ursache im Mangel an direkten Rückkopplungsmöglichkeiten zwischen Leser und Autor: »Zur psychologischen Interpretation gehören zwei Momente. Sie wird desto leichter und sicherer, je mehr Analogie zwischen der Kombinationsweise des Verfassers und der des Auslegers, und je genauer die

Mitteilung durch Rede ist, ist Gegenstand der Auslegungskunst.« Schleiermacher, Friedrich: *Hermeneutik und Kritik*, Frankfurt am Main 1977, S. 194. Der Unterschied zwischen Rede und Schrift durch das Fehlen der direkten Interaktion potenziert die Frage nach der Interpretation: »Die lebendige Stimme erleichtert freilich das Verständnis sehr, aber der Schreibende muß darauf Rücksicht nehmen (dass er nicht spricht).« Ebd., S. 91.

99 Vgl. den Sammelband: *Die Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*, hg. v. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez, Simone Winko, Tübingen 1999.

Kenntnis von dem Vorstellungsmaterial des Verfassers ist.«<sup>100</sup> Auch die Perspektive Gadamers, der die Berücksichtigung des individuellen psychischen und biographischen Horizonts des Auslegenden bei der Textinterpretation fordert, ist eine Folge der erhöhten Gefahr des Missverstehens durch die indirekte Kommunikationssituation.

Ferdinand de Saussure dagegen sah die Problematik der Bedeutung, im Gegensatz zur Hermeneutik, in der Sprache selbst angesiedelt, nicht im Kommunikationsprozess. Grundsätzlich bewegt auch ihn die Frage nach den Bedingungen des Verstehens, er beantwortet sie aber mit einer Analyse der zunächst vom konkreten Gebrauch abgekoppelten Sprachelemente und ihrer Relationen. Damit stellte er die Weichen für einen entscheidenden Paradigmenwechsel in der Literaturinterpretation – die Kommunikationsstruktur wird von der Autor-Leser-Relation auf die Text-Leser-Beziehung verlagert. Die Konzentration auf die spezifische Struktur literarischer Texte impliziert dennoch sowohl Leser als auch Autor. Letzterem wird mit der Prämisse, dass im literarischen Text prinzipiell alles bedeutsam ist,<sup>101</sup> ästhetische Kompetenz zugeschrieben, der Leser wird sowieso vorausgesetzt, da es bei jeder Interpretation um das Verstehen geht, das in erster Linie aus dem Erschließen der Textstruktur erfolgt. Der Poststrukturalismus schließlich stellte die Möglichkeit des Verstehens dann völlig in Frage: Derrida löste die bei Saussure festgelegte Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat auf, Paul de Man griff dies auf und schloss aus dem Doppelcharakter der literarischen Sprache – seiner figurativen und wörtlichen (referentiellen) Dimension – auf die Unmöglichkeit, Texten eine festgelegte und nachvollziehbare Bedeutung zuzuweisen:

»Anstatt die Rhetorik des Gedichts als Instrument des Subjekts, des Objekts oder der Beziehung zwischen beiden aufzufassen, ist es vorzuziehen, die Perspektive umzukehren und diese Kategorien als solche aufzufassen, die im Dienste der Sprache stehen, die sie hervorgebracht hat.«<sup>102</sup>

In Anknüpfung an Foucault werden Leser und Autor als Konstruktionen der Sprache aufgefasst; die Kommunikation verschwindet in einer Ontologisierung des Textes. Doch in de Mans Fall wirkt die

100 Schleiermacher, Hermeneutik, S. 182.

101 Vgl. Lotman, Struktur literarischer Texte, S. 27: »Alle seine [des künstlerischen Textes, C.H.] Elemente sind sinntragende Elemente.«

102 Man, Paul de: *Allegorien des Lesens*, Frankfurt am Main 1988, S. 69.

Negation geradezu affirmativ, denn in seiner dekonstruktiven Praxis konzentriert er sich auf die Analyse kanonischer Autoren sowie prominenter Interpretationen<sup>103</sup> und rekurriert damit wieder auf das alte Autor-Leser-Text-Modell.

Eine wichtige Rolle spielt die Kommunikation im Bereich der konstruktivistischen/systemtheorienahen Literaturwissenschaft. Die Hermeneutik untersucht die Kommunikation im Hinblick auf das Verstehen unter rückkopplungsarmen Bedingungen, während sich die Semiotik mit den Kodierungs- und Dekodierungsstrategien von Texten befasst. Der Konstruktivismus, wie er von Siegfried J. Schmidt vertreten wird, versteht Kommunikation dagegen als Gegenkonzept zu semantischen Theorien und konzentriert sich auf handlungstheoretische Aspekte und damit auf Medienwirkungen in Bezug auf Wahrnehmung und auslösende Handlungen. Die enge Bindung an die soziologische Systemtheorie lässt ihn Kommunikation »als das gegenseitige Auslösen von koordinierten Verhaltensweisen unter den Mitgliedern einer sozialen Gemeinschaft«<sup>104</sup> und Sprache als »sozial vermitteltes und kontrolliertes Instrument der Verhaltenskoordinierung«<sup>105</sup> definieren. Diese Form des »sozialen Konstruktivismus« (Schmidt) reicht aber nicht aus, um alle Dimensionen der Kommunikation und schon gar nicht Kommunikation als ästhetische Kategorie zu erfassen. Schmidt fragt in erster Linie nach den Veränderungspotentialen der klassischen Massenmedien für die kulturelle Wirklichkeitskonstruktion. Somit stehen auch hier die Prozesse und Relationen schon weitgehend fest; zudem verhindert die strikte und letztlich statische Systemabgrenzung die Modellierung eines flexiblen und dynamischen Kommunikationskonzeptes.

Dass es sich bei der Kommunikation ebenfalls um ein Vernetzungsphänomen handelt, das als – eminent prozessuale – Kunstform betrachtet werden kann, wurde – vielleicht auch mangels Dokumentierbarkeit – in den Literaturtheorien bisher kaum beachtet.<sup>106</sup>

Die meisten literaturtheoretischen Modelle beruhen damit auf

103 Z.B. Rilke, Kleist, Nietzsche und Proust in den *Allegorien des Lesens*.

104 Schmidt, Siegfried J.: *Die Welten der Medien. Grundlagen und Perspektiven der Medienbeobachtung*, Braunschweig/Wiesbaden 1996, S. 6.

105 Ebd. S. 107.

106 Eine Ausnahme bildet der von Claudia Schmolders herausgegebene Sammelband *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationskunst*,

einer Kommunikationsstruktur, die von einer rückkopplungsarmen Relation zwischen Autor und Leser bzw. Text und Leser geprägt ist, in der die Rollen der Aktanten klar verteilt sind. Der Autor produziert, der Leser rezipiert etwas in seiner Struktur und Darstellungsform Vorgegebenes und Fixiertes. Seine Tätigkeit ist damit auf die psychische Verarbeitung des Gelesenen beschränkt – selbst wenn diese als eine eigene Form der Kreativität betrachtet wird, ist sein Handlungsspielraum beim Lesen klar definiert und abgegrenzt. Die literarische Kommunikation ist auf den Text als Medium angewiesen und durch die zeitliche Differenz zwischen Produktion und Rezeption auf das Sender-Empfänger-Modell festgelegt, das nur in Ausnahmefällen direkte Interaktion erlaubt. Die Konzentration der Literaturtheorien auf Modelle der Textauslegung – in welcher Form auch immer – ist eine logische Reaktion auf diese Situation.

München 1986, der sich jedoch auf normative Texte zur Gestaltung von Gesprächen bezieht.

## Projektformen im elektronischen Raum

Die Charakterisierung der Kommunikationsmodi im Internet macht deutlich, dass wir es hier mit einer grundlegend anderen Situation zu tun haben. Nicht von ungefähr besteht ein Großteil der Netzliteratur aus kooperativen, partizipativen, kollaborativen sowie dialogischen Projekten. Kooperative Projekte definiere ich als solche, in denen eine abgegrenzte Gruppe gemeinsam an einem Projekt arbeitet. Partizipative Projekte unterscheiden sich von diesen dadurch, dass einer oder mehrere Initiatoren einen Projektrahmen bereitstellen, der für jeden Beitrag offen ist, wobei gewisse Rahmenbedingungen (Thema, technische Bedingungen etc.), also ein Projektsetting, festgelegt werden. Die Produktionsform ist jedoch nach wie vor die der Buchkultur: eine individuelle. Die Einzelprojekte werden dann im gemeinsamen Projektrahmen zusammengeführt. Kollaborative Projekte entstehen dagegen aus einer synchronen oder asynchronen Gruppendynamik, bei der jeder zu einem Projekt beiträgt, ohne dass die Leistung des Einzelnen noch identifizierbar wäre – eine auktoriale Zuschreibung wird unmöglich. Dialogische Projekte beruhen auf direkter Kommunikation zwischen Teilnehmern, z.B. in virtuellen Welten, aber auch Spielformen wie MUDs und MOOs – Frühformen vernetzter Literatur – zählen dazu. Bis auf die Kooperation, die nicht unbedingt netzspezifisch ist, beruhen all diese Formen auf einer Auflösung der fixierten Rollenverteilung zwischen Autor und Leser und zeigen eine spezifische Dynamik bei der Projektentstehung. Zudem streben sie in den seltensten Fällen Werkcharakter an, sondern stellen den kreativen Prozess in den Mittelpunkt. Die Grundbedingungen von Literatur, nämlich die Fixiertheit des Textes und die Autor-Leser-Text-Relation werden hier zumindest aufgeweicht.

Literatur im elektronischen Raum unterscheidet sich also aufgrund der technologischen Struktur des Internets und seiner sozialen Nutzung in folgenden Punkten von Printliteratur:

- Polydirektionale, instantane statt rückkopplungsarme und zeitverzögerte Kommunikation;
- Dynamisierung und Verlust des Werkcharakters durch Prozessualisierung des Produktionsprozesses sowie durch die Nutzung der Dokumen-

- tenvernetzung und – daraus folgend – Verlust des metakommunikativen Rahmens, in dem sich Literatur als solche kennzeichnen lässt;
- Suche nach medienspezifischen Produktions-, Darstellungs- und Rezeptionsformen unter Einsatz verschiedener Formen von Sprachkunst (z. B. auch dem Programmier- und Maschinencode).<sup>107</sup>

*Unter dem Aspekt, dass darüber hinaus neben dem Text auch andere Zeichensysteme immer mehr Bedeutung erlangen, muss darüber nachgedacht werden, ob man unter diesen Bedingungen noch von Literatur sprechen will.* Radikal gedacht, gibt es zwei Möglichkeiten: Man erweitert den primär am Buch orientierten Literaturbegriff – dies entspräche der These von der kulturellen Flexibilität des Literatur- und Kunstbegriffes (nämlich dass jede Gesellschaft immer wieder neu und auf der Basis ihrer dominanten Medien definiert, was als Kunst und Literatur zu gelten hat) –, oder man nimmt in Kauf, dass der Literaturbegriff unveränderlich an das Buch als dominantes Medium gebunden bleibt, und riskiert damit eine Eingrenzung des Gegenstandsbereichs durch das Verbleiben im medialen Paradigma des gedruckten Textes. Da jedoch – wie oben ausgeführt – der Gegenstandsbereich der Literaturwissenschaft generell die Sprachkunst ist, ließe sich dieses Dilemma relativ einfach lösen: Es geht derzeit um eine Rückbesinnung auf Aspekte, die in der Sprachkunst schon immer vorhanden waren, durch die Dominanz des Buches aber in den Hintergrund gerückt wurden. Von der Literaturwissenschaft heißt das, zu verlangen, dass die Analysekategorien erweitert werden, möglicherweise auch, in einen transdisziplinären Dialog mit den Kommunikations- und Medienwissenschaften zu treten. Modelle, die auf Monomedialität und Interaktionsarmut basieren, eignen sich nicht für eine Analyse von Literatur (bzw. Sprachkunst) im elektronischen Raum. Hier muss das Augenmerk verstärkt auf kommunikative und Vernetzungsqualitäten gerichtet werden, ebenso auf das Verhältnis von Sprache zu anderen Codes sowie auf die Veränderung der Codes durch die medienspezifischen Strukturen.<sup>108</sup>

<sup>107</sup> Letzteres Merkmal kennzeichnet strukturell auch die Printliteratur, die sich ebenfalls – zumindest teilweise – mit ihrem Medium auseinandersetzt. Sie muss hier jedoch – aufgrund der Andersartigkeit des Mediums – völlig andere Formen annehmen.

<sup>108</sup> Natürlich heißt das nicht, dass die Literaturwissenschaft in der Kommunikations- und Medienwissenschaft aufginge – diese untersuchen alltagsweltliche Phänomene, während der Gegenstandsbereich der Literaturwissenschaft die ästhetische Sprachkunst ist.